

Erstaunt stellte ich fest, dass meine zukünftigen Leidensgenossen und jetzigen Zimmerkameraden, mit denen ich nun eine Ewigkeit verbringen sollte, etwas konnten, was ich schon seit Langem nicht mehr konnte, und was ich mir in dieser Situation überhaupt nicht hätte vorstellen können, ja was mir grotesk erschien: Sie konnten lachen! Sie konnten hier lachen, hier im Knast, einfach so. Einer machte eine witzige Bemerkung und der andere lachte darüber. Es war nicht zu begreifen!

Ich war vielleicht gerade mal zehn Minuten im engen, kahlen Gefängniszimmer. Der blaue Wachmann hatte mich bis hierher begleitet, oder besser geschleppt, den beiden Zimmerinsassen, die mich neugierig betrachteten, einige Instruktionen gegeben, dass sie mich in alles einweisen sollten usw., und mich dann meinem nächsten Schicksal überlassen. Das einzige freie Bett und ein Spind wurden mir zugewiesen, die karierte Bettwäsche war hingekracht worden und damit war ich angekommen im neuen, unbekanntem, Angst einflößenden Militärstraflager, alleingelassen mit meinen schrecklichen Gefühlen.

Und vor allem vorerst einem Gefühl, welches sehr irdisch und menschlich war und welches mir schon lange wahnsinnige Schmerzen im Unterleib bereitete. Es klingt widersinnig oder banal, aber dies war mir in diesen Minuten doch erst einmal das Wichtigste. Schon seit Stunden, während dieser ewig langen, grausamen Fahrt hierher, von Leipzig nach Schwedt, quälte es mich. Aber das grüne Wachpersonal ließ mich nicht. Die beiden Begleitposten der Volkspolizei, ein Fahrer und ein Beifahrer, interessierte es nicht, trotzdem ich während der Fahrt wie wild an die Zellenwände schlug und dabei schrie:

»Ich muss mal, halten Sie bitte mal an. Ich habe schon Schmerzen!!!«

Und zurück schrie es: »Halt dein Maul, sonst krachts. Wir haben Anweisungen, nicht zu halten!«

In dem engen Abteil der »Grünen Minna« saß ich eingeklemmt mit Berührung meiner Körperteile in alle drei Richtungen. Die verstärkten Hartfaserwände um mich herum, die meinen Käfig eingrenzten und mich damit hautnah und eng umschlossen, ließen mir absolut keinerlei Bewegungsfreiheit. Weder, dass ich meine Beine irgendwie ein bisschen ausstrecken oder schräg zur Seite setzen, noch konnte ich mein Hinterteil verrücken. Erst recht

war es nicht möglich, meinen Oberkörper aufzurichten, mich sozusagen im Sitzen zu strecken. Denn über mir war die Decke. Ich war also eingezwängt in eine der Zellen des Barkas B1000, als hätte man an mir Maß genommen. Ich war der einzige »Passagier« in der »Grünen Minna«, wie diese Kiste im Volksmund hieß.

Schon oft hatte ich solch ein grünes Polizeiauto vorbeifahren sehen, als ich noch in Freiheit, das heißt vielmehr, als ich noch nicht im Knast war, also im zivilen Leben stand. Schon oft hatte ich mir dabei vorgestellt, welch armes Schwein sie da wieder abgeholt haben. Natürlich konnte ich damals genauso wenig durch die angestrichelten Scheiben in den Wagen hineinschauen und die Person erkennen, wie ich jetzt hinausschauen konnte. Lediglich, dass es hell war draußen, war damit auszumachen. Ich wusste nicht, wo ich war, ich wusste auch nicht, wie lange es noch dauerte, und ich wusste damit auch nicht, wann die Qual mit der vollen Blase ein Ende haben würde. Die Zeit schien zu stehen, die Schmerzen wurden immer schlimmer. Die holprigen Straßen taten ihr Übriges. Der ganze Unterleib brannte. Und trotzdem hielt mich irgendetwas davon ab, gleich hier in den Wagen zu pinkeln. Ich weiß nicht genau, was es war.

Nach Stunden kamen wir an. Die Sonne schien und blendete mich, als ich aus der Zelle ins Freie fiel. Ich wurde aufgehoben und begann, meinen Körper allmählich an den aufrechten Gang zu gewöhnen, während das grüne Personal die Formalitäten mit dem blauen Haftpersonal regelte. Die Ware Mensch wurde übergeben, ohne äußerliche Beschädigungen. Meine innerlichen Schmerzen waren Privatangelegenheit, sie wurden nicht registriert. Mir tat jetzt auch noch viel mehr weh als nur der Unterleib. Mein ganzer Körper war ein einziger Schmerz. Nur gebeugt und mühselig konnte ich noch laufen, eben bis in das Zimmer meiner neuen Gefährten. Von der Umgebung bekam ich wenig mit. Drei Baracken, ringsherum Stacheldraht, Wachtürme, Hunde ...

Und dann hörte ich sie lachen.

»Ich muss mal«, sagte ich leise und karg zu meinen neuen Zimmergenossen.

»Den Gang links hinter!«

Ich wartete und wusste nicht, was diese Antwort zu bedeuten hatte. Wann wird der Wachmann kommen und mich hinführen? Ich lehnte mit dem Gesicht an meinem Doppelstockbett und wartete.

»Na, willst du nicht gehen, oder sollen wir dich hinbringen?« lachten die beiden. »Du kannst hier wieder frei herumlaufen, nicht wie in der U-Haft!«

Ich war verstört und verunsichert. Langsam schlich ich auf die Tür zu – und sie war offen. Ein Wunder hatte ich entdeckt. Wie lange hatte ich keine offene Tür mehr erlebt. In der U-Haft machte man keinen Schritt ohne Bewachung. Keine Tür konnte man selbst öffnen.

Also erst einmal links hinter, haben die gesagt. Die Dielen unter mir knackten bei jedem Schritt. Mein Kopf war rot vor Schmerz. Die Hand hielt ich gegen den Bauch gepresst, um so die Schmerzen zu lindern. Mehrere Gefangene begegneten mir, was ich als das zweite Wunder empfand. Wann bin ich denn zum letzten Mal Menschen begegnet? Ich registrierte es unbewusst.

Und keine Tür blieb in U-Haft offen stehen. Selbst zur Vernehmung öffneten und schlossen sich die Türen über ein manuelles Sicherheits- und Überwachungssystem. Die Posten riefen sich im schallenden, vergitterten und damit durchsichtigen Innenhaus der Anstalt die Position zu, wo sie gerade waren, wohin sie gingen und mit wem. Natürlich fielen da keine Namen, sondern nur Nummern. Keinem Menschen durfte man begegnen. Es war eine ausgefeilte Logistik. Selbst beim Freigang, jeden Tag 20 Minuten, wurde ein verschachteltes Transportsystem angewendet, sodass man während dieser ganzen Zeit auch nur jeweils seine eigenen Zelleninsassen sah und niemanden sonst. Das alles verlief unter einem absoluten Redeverbot. Die schallende Stille, die schallenden Schritte, das Schallen der Kommandos, das Schallen der Schlüsselgeräusche und das Schallen der knallenden Türen waren die entscheidenden Wahrnehmungen in diesen Monaten und die einzige Verbindung zur Gefängniswelt und zu anderen Gefangenen. Denn diese Geräusche hörten alle. Daraus konnte das geübte Ohr dann mit der Zeit einige Schlussfolgerungen ziehen.

Ich setzte mich auf eine alte Holzbrille. Ich befürchtete, es im Stehen nicht auszuhalten. Alles krampfte sich in mir zusammen. Und wie es dann so ist: Es ging nicht! Ich wartete lange auf dem kippligen Klobecken und tausend Gedanken schossen mir bei dieser Ruhe durch den Kopf. Was wird das hier werden? Halte ich das durch? Einem Schreckgespenst sei ich ausgeliefert, so erzählte

man sich bei der Truppe. Ein Gespenst mit weitreichender Wirkung. Ein willkommenes Druckmittel für die Vorgesetzten, ein schwarzes Loch für die Straffälligen. Wir kannten niemand, der schon mal da war. Alles war nur Gerücht – bisher. Und ausgerechnet ich war nun in das Loch gefallen, soll nun diese Erfahrungen machen, soll ausprobieren, soll erproben, was dran war an den Gerüchten? Halt ich das durch? Wie mutig bin ich denn überhaupt? Scheiße, ich hatte Angst vor der Zukunft, vor den 14 Monaten, die vor mir lagen.

Endlich begann sich langsam die Verkrampfung zu lösen, bis die schmerzende Befreiung kam! Es war zwar eine Befreiung, ja eine regelrechte Erlösung, aber die Schmerzen blieben trotzdem.

Lange blieb ich noch sitzen, viel länger als nötig. Ich hoffte, mich zu akklimatisieren. Dabei schaute ich mir die typischen Toilettenschmierereien rings um mich an. Und jetzt erst bemerkte ich, dass die Türen an den Toilettenzellen fehlten. Es waren zwar Zellen mit Seitenwänden, jedoch ohne Türen. Es war mir bisher nicht aufgefallen, vermutlich weil ich es von der U-Haft so gewöhnt war. Dort stand das Klobecken ja auch ohne Tür in der Knastzelle, allerdings auch ohne Seitenwände. Die Mitgefangenen konnten und mussten alles mit »erhören« und »erriechen«. Im ersten Vierteljahr, in Dresden, gab es ja wenigstens noch eine Toilette mit Spülung, im zweiten Vierteljahr, in Leipzig, nur noch einen Kübel, wie im Mittelalter. Und dieser stank dann so vor sich hin, Tag und Nacht. Wenn er voll war, transportierten wir ihn zu zweit, wie immer unter Bewachung, in eine große Kloake. Manchmal war er schon sehr voll und schwappte beim Gehen über. Irgendein anderes armes Schwein musste dann den Dreck wieder beseitigen. Dagegen waren das hier schon vorbildliche sanitäre Bedingungen. Es konnte einem zwar jeder zuschauen, aber was machte das schon. So kam dann auch der eine oder andere herein, sah und musterte mich neugierig und fast jedes Mal kam die blöde Bemerkung: »Bist wohl neu hier?«

Nein, ich konnte es noch immer nicht fassen. Wie kann man im Knast lachen? Ich war wieder zurück, bei meinen neuen Zimmergenossen. Seltsam klang hier die Bezeichnung: »Genosse«. Hier stand das Wort »Genosse« auf einmal wieder in ganz anderer Beziehung, weil nicht erlaubt. Wir waren nämlich hier auf einmal keine Genossen mehr.

Alle Insassen hier in Schwedt waren Strafgefangene der NVA und mussten eine Haftstrafe verbüßen, die nicht höher als zwei Jahre war. Wer zu einer längeren Strafe verurteilt worden war, wurde automatisch aus dem Wehrdienst in Unehren entlassen und kam folglich in eine zivile Haftanstalt. Es war eine moralische Frage, was nun besser war, und es hatte gewisse praktische Folgen: Wir hier in Schwedt mussten nach der Verbüßung der Haftstrafe wieder zurück in die alte Einheit, um die noch fehlende Armeezeit nachzudienen, wurden danach aber in Ehren entlassen. Wie gesagt, es war eine moralische Frage, was besser war. Abgesehen davon, dass man zeitlich manchmal besser kam, wenn man in Unehren vorzeitig entlassen wurde, war der weitere Vorteil, dass man mit Sicherheit nie wieder zur Reserve musste. Was allerdings der Nachteil im zivilen Leben sein würde, war nicht genau bekannt. Und eben davor hatten viele Angst, auch ich. Deshalb war ich doch etwas froh, irgendwann in »Ehren« entlassen zu werden, um weiteren Repressalien zu entgehen – so hoffte ich zumindest!

Mit Eintritt in die NVA wurde der Wehrdienstleistende und auch der Grundwehrdienstleistende, also auch der, der gar nichts dafürkonnte, von der ersten Stunde an ein »Genosse« – auch ohne Eintritt in die SED. Es war grausam am Anfang und es dauerte lange, ehe man sich daran gewöhnt hatte.

Das Wort »Genosse« ist wohl eines der Worte in der Geschichte Deutschlands, welches die meisten inhaltlichen Transformierungen durchgemacht hat. Selbst für mich, der nur zwei Systeme kennengelernt hat, wechselte die Bedeutung dieses Wortes und damit auch die Akzeptanz dieser umstrittenen Anrede mehrfach: Im zivilen Leben des DDR-Alltags redeten sich die SED-Mitglieder gegenseitig so an. Für Außenstehende, also Nichtgenossen, war dieses Wort stets mit einer negativen Assoziation verbunden. Wie etwa: »Nebenan wohnt ein Genosse«, und sie schauten sich bedeutungsvoll an – da muss man also vorsichtig sein, die Denunziation war nahe. Oder »der ist ein großer Genosse« – bedeutete soviel wie: Er ist ein scharfer Hund, usw. Und SED-Mitglieder, also Genossen, duzten sich untereinander. Dass dies lange Traditionen hatte, war uns, als junge DDR-Bürger, relativ unbekannt oder zumindest egal. Die Mehrheit der Bevölkerung fand es einfach nur widerlich, weil auch die Mehrheit der DDR-Bürger keine

SED-Mitglieder waren. Und mit steigender Ablehnung der Politik der Staats- und Parteiführung stieg auch die Aversion gegenüber dieser Vokabel.

Nun kamen wir jungen Leute mit dieser Vorbelastung zur ungeliebten NVA, im Volksmund »Fahne« genannt oder manchmal auch »Asche«, und wurden da von Anfang an als »Genosse« tituiert. Uns sträubte sich das Fell. Aber wir mussten uns daran gewöhnen. Wir waren also »der Genosse Soldat« oder wie ich »der Genosse Flieger« (Luftwaffenangehöriger) oder »der Genosse Auerswald« und unser Vorgesetzter war »der Genosse Hauptmann« usw.

Jetzt im Knast wurde uns diese Anrede wieder weggenommen, mit der Begründung, es sei eine ehrenvolle Bezeichnung gewesen, wie ja auch die Armeezeit bei der NVA überhaupt als »Ehrendienst« bezeichnet wurde, und wir als straffällig gewordene Soldaten seien dieser Auszeichnung natürlich nicht mehr würdig, zumindest nicht innerhalb der Verbüßungszeit. Aber bis auf die tatsächlichen Genossen, also die SED-Mitglieder, die auch einzeln hier einsaßen, da auch sie straffällig werden konnten, störte es eigentlich niemanden. Im Gegenteil, endlich war man diesen lästigen Titel los! Unsere Anrede war nun »Strafgefangener«. Immerhin etwas, denn bei der Stasi in U-Haft hatte man ja überhaupt keine Anrede, da war man eine Nummer. Und für den Vernehmer war ich einfach nur »Auerswald«!

Eine weitere Veränderung findet sich nun nach der Wiedervereinigung. Wie wir inzwischen wissen, die Mitglieder einer demokratischen Partei im Westen, der SPD, nennen sich auch »Genossen«, so wie die SED-Mitglieder! Und duzen tun sie sich auch noch. Es war schlimm, obwohl man ja überhaupt nichts gegen die SPD hatte. Wieder musste man sich an eine neue Variante des »Genossen«-Begriffes gewöhnen, obwohl diese Version des umstrittenen Begriffes die eigentliche und ursprüngliche Version der deutschen Geschichte ist, wie wir jetzt wissen.

Ja, und die Sache wird vollends verrückt, wenn man weiß, dass sich die Nazis auch »Genosse« nannten. Die Mitglieder der NSDAP waren sogenannte »PGs« – Parteigenossen!

»Sagt mal, wieso könnt ihr hier lachen? Ich kann es nicht mehr. Ich kann es einfach nicht mehr! Ich habe die Schnauze so voll!«

Ich setzte mich auf mein noch unbezogenes Bett, stützte die Hände auf die Knie und nahm mein Gesicht in die Hand, um zu verbergen, dass ich flennete. Irgendwie hatte ich doch noch gehofft, niemals hierher zu kommen. Nicht nur aus Angst vor dem, was vor mir liegt. Der Begriff »Schwedt« war für jeden NVA-Soldaten Furcht einflößend! Keiner wollte hier her. Nein, daran dachte ich aber im Moment nicht. Ich dachte an meine Familie. Oh, Gott, was für eine Schande, wird meine Mutter sagen, meine Schwester – die ganze Familie, der Junge ist im Gefängnis, und ein bisschen fühlte ich es auch so, obwohl mir klar war, dass ich kein Verbrecher war, entgegen der offiziellen Lesart, der sozialistischen.

»Ach, weißt du, das kommt ganz von alleine. In ein paar Tagen kannst du auch wieder lachen«, sagte der Größere mit berlinerischem Akzent. »Nicht war, Alter?!«, wendete er sich an seinen schwächtigen blonden Kumpel, der dies auch in berlinerisch bestätigte. Eine Saite in meinem Inneren fing kurz an, freudig zu schwingen, als ich diesen Dialekt hörte. Es erinnerte mich an meine zivile Zeit. Ich hatte viele Freunde in Berlin und noch mehr Freundinnen, die ich allesamt sehr mochte. Die Musikszene, also die Beatszene der 60er Jahre hatte mich mit ihnen zusammengebracht. Es gab eine enge Verbindung zwischen meinem Dresdner Rolling-Stones-Fan-Club und den Berliner Fans in den Jahren vor meiner Armeezeit und auch noch lange Zeit nach meiner Einberufung im Mai 1967. Um einen größeren Fan-Kreis anzusprechen, hatten wir uns inzwischen umbenannt in »Rhythm & Blues-Club« (RBC). Oft waren Berliner Fans bei uns oder wir trauten nach Ost-Berlin, um uns musikalisch, aber auch immer mehr politisch zu finden, als eine kleine Opposition in der DDR. Mit dem gemeinsamen und übergreifenden Interesse an Beat-Musik wuchs der politische Konsens. Natürlich hatten wir immer die Stasi im Nacken. Aber das störte uns damals sehr wenig, so jung und unerfahren, wie wir waren.

»Also, verzag nicht, ich bin Rolf«, munterte mich der Größere auf und reichte mir die Hand, die ich gern annahm. Ich brauchte das jetzt. Sogleich kam der Blonde zu mir und reichte mir auch die Hand: »Herzlich willkommen im Paradies, ich bin Frank!«

»Ich bin Auix – ist mein Spitzname. Eigentlich heiße ich Klaus.«

»Und was hast du ausgefressen, wie lange hast du gekriegt?« fragten sie.

»Staatsfeindliche Hetze. 20 Monate. 6 Monate habe ich jetzt schon in U-Haft abgesessen.«

Bewundernd oder mitfühlend oder staunend stieß Rolf einen leisen Pfiff aus:

»Ganz schön happig. Bist ja ein großer Fisch. Ich habe bloß drei Monate bekommen. Wachvergehen! Bin während der Wache mal kurz verschwunden. Hatte da eine Käthe in der Nähe. Und nächste Woche ist für mich Schluss hier. Da gehts wieder zu meiner Kompanie. Bin in Großenhain stationiert.«

»Hast du's gut«, sagte ich. »Ich bin aus Dresden und bin auch dort stationiert – in Hellerau. Bodenpersonal Flieger. Bin eigentlich schon EK. Hatte nur noch 50 Tage! Da haben sie mich noch geschnappt. War wegen dem Einmarsch in die ČSSR – Scheiße ...!«

Auch Frank stellte sich vor und versuchte, mich dabei aufzubauen:

»Ach komm, das geht auch vorbei! Ich bin waschechter Berliner, aus Friedrichshain. Habe meinem Spieß eine gescheuert, als ich besoffen war. Habe ein Jahr bekommen. Sechs Monate habe ich abgesessen. Jetzt hoffe ich auf Bewährung. Da könnte ich in zwei Monaten raus. Bei guter Führung wird einem ja ein Drittel erlassen. Mal sehen, habe schon 'nen Antrag gestellt«. Er ging zu seinem Spind, holte dort eine Flasche Limo heraus und bot sie mir an: »Hast bestimmt Durst. Dein Begrüßungsschnaps – hi, hi«.

Ich nahm dankend an und trank die warme Brühe im Nu aus. Die Zimmertemperatur war hoch.

»Da wirst du ja nicht lange bei uns bleiben, mit deinen vielen Monaten. Hier in der Baracke sitzen nur die Kurzen. Du kommst da rüber in die andere Baracke!« Er zeigte aus dem Fenster. »Da sind die ›Längerdienenden‹ hi, hi. – Da musst du sicherlich dann auch außerhalb des Objektes arbeiten – im Betonwerk vielleicht ...«

Allmählich ließ meine innere Verkrampfung nach. Mein Zittern wurde weniger und die Neigung zum Heulen hörte schließlich auch auf. Ich nahm die Bettwäsche und versuchte, meine Decke zu beziehen, indem ich in den Bezug hineinkroch. Sofort kam Rolf zu mir, riss mir das Zeug vom Kopf und zeigte mir mit beherrschenden Worten, wie das ging:

»Mensch, noch nie gemacht? Du musst den Bezug wenden, links herum drehen ... So – siehst du? In U-Haft musstest du das wohl nicht machen?«



In U-Haft? Nein, da gab es keinen Bezug. Da gab es nur alte Decken. Schnell waren meine Gedanken wieder dort in den dreckigen, ungepflegten Zellen. Bei den zerkratzten Wänden voller Striche der Tageszählerei, von zahllosen unfreiwilligen »Besuchern« mit Fingernägeln eingekratzt. Denn Werkzeuge o.ä. hatte man nicht. Alles wurde einem abgenommen, angeblich zum Schutz des eigenen Körpers. Schon sechs Monate lang hatte ich kein Privateigentum mehr. Weder Messer noch Löffel, nicht einmal einen Zahnstocher. Was einem blieb, waren die Sachen auf dem Leib ohne Schnüre, Gürtel und Senkel.

Am 6. September 1968, also 15 Tage nach dem Einmarsch der Warschauer Vertragsstaaten in die sich reformierende ČSSR und somit zu ihrer politischen Enteignung wurde auch ich enteignet. All meine persönlichen Dinge kamen in die Effektenkammer der Stasi. Und ich, observiert und geduscht und neu eingekleidet in nach Mottenpulver und Desinfektionslösung riechende Haftklamotten, wurde durch die Stille der eisernen Gänge getrieben, in meine neue Heimat. Der Aufwand für die zehn Tage Arrest war lächerlich. Aber was sollte es. Man musste alles mal mitmachen. Nun war ich also hier, bei der Stasi, die sich ja, bekannterweise für alle Dresdener, auf der berühmten Bautzner Straße befand. Schon immer wollte ich mal wissen, wie es da drinnen zugeht. Haben ja einen tollen Sound drauf, hier drin, die Genossen.

Oft fuhr ich an dem unheimlichen und unheimlich gut bewachten Gelände vorbei, mit der Hechtbahn, wie sie hieß, die Straßenbahn Linie 11, oder später mit dem Motorrad – einer 350er-Jawa – wenn es zum Tanz oder zum Konzert in das Musikeldorado »Park-Hotel« ging. Dort wurde im »Roten Kakadu« von DDR-Bands Beatmusik vom Feinsten geboten. Die Uwe-Schikora-Combo aus Dresden war das Markenzeichen, vor allem wegen der verblüffend genauen musikalischen Kopie der legendären amerikanischen Band The Beach Boys. Ja, die Beat-Musik war unsere Welt, die langen Haare unser Erkennungszeichen, die Schlaghosen unser äußerer Ausdruck. Wir waren Fans. Wir sogten die Musik seit Jahren in uns ein. Und – da in der DDR anfänglich verboten – natürlich nur die aus dem Westen. Auf jede neue Gruppe und jeden neuen Song waren wir scharf. Am besten gefielen uns die Rolling Stones. Deshalb gründeten wir 1965

den Rolling Stones-Fan-Club – kurz RSFC. Als wir ein halbes Jahr später, unter Vorspiegelung falscher Tatsachen, vom Rat der Stadt Dresden-West auch noch eine alte baufällige Baracke als Jugendclub in Dresden-Leutewitz bekamen, in Unabhängigkeit von der FDJ, war der Zustrom von Fans nicht mehr zu bremsen. Wir bauten die Bude aus, so gut wir konnten, und machten daraus ein Domizil gesellschaftlich Gescheiterter oder fast Gescheiterter. Denn die allmächtige und allgegenwärtige Stasi sorgte schon dafür, dass man scheitern sollte, verlöre man sich in derart dekadente Lebenshaltungen, anstatt einen sozialistischen Jugendclub zu besuchen, den es allerdings eigentlich nirgends gab. Natürlich war unsere Haltung gen Westen gerichtet, einfach aus der Tatsache, weil die Pop-Musik von dort kam. Aber zugleich war es für uns von Anfang an mehr als nur Musik, wie ja auch für die Fans im Westen. Es war immer schon Protest gegen die bestehenden Verhältnisse. Und natürlich auch gegen die Verhältnisse in der DDR, wenngleich wir es nicht laut sagten. Denn Protest war in der DDR verboten! Laut versuchten wir es stets auf »Begeisterung für tolle Musik« zu reduzieren und gaben uns arglos. Schließlich wollten wir doch auch die Stasi etwas an der Nase herumführen. Das machte doch Spaß – damals noch!

Der Spaß hörte ein bisschen auf, als ich einen Besuch dieser Herren zu Hause in meinem kleinen Zimmer in Dresden-Briesnitz bekam. Drei bullige Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) in auffällig unauffälliger Bekleidung betraten mein bescheidenes Zimmer, nachdem sie sich scheinheilig als Mitarbeiter des Ministeriums des Innern ausgegeben hatten. Wir setzten uns an den runden wurzelfurnierten Tisch aus Omas Zeiten, der schon viele Messerstechübungen überstanden hatte, wovon etliche Spuren zeugten, und dann begannen sie etwa so:

»Sie als Chef des Jugendclubs kennen doch Ihre Leute gut und wissen doch sicherlich mehr über eventuelle verbotene Aktivitäten ihrer Mitglieder und Besucher im Club. Und Sie, als Chef des Jugendclubs, sind doch sicherlich ebenso wenig daran interessiert, dass Straftaten von ihren Mitgliedern begangen werden. Und ebenso wissen wir doch, dass der Club natürlich wenig mit Sozialismus zu tun hat, und somit wäre es ein Leichtes, ihn einfach zu schließen. Aber das wollen wir eben nicht, solange dort nicht Straftaten vorbereitet würden ...« usw.